

■ Drucksachen

Besonderheit des deutschen Imperialismus und Schwäche der Linken. Analyse von Georg Lukács aus dem Jahr 1966 (Teil III)

■ Schwarzer Kanal

Rürups Auftauchen signalisiert stets Knirschen im Gebälk des deutschen Kapitalismus, er hat ein universelles Rezept parat

■ Reportage

Wie die »Ofenbauer von Auschwitz« in Erfurt den Nazis bei der industriellen Menschenvernichtung willig zur Hand gingen

■ XYZ

Am Rande der Klippe den Mond anheulen: Über den Bluesrock-Gitarristen Rory Gallagher. Von Frank Schäfer



SABINE GUDATH/IMAGO

»Ohne Oskar Schindler gäbe es mich nicht, sagte mein Vater«

Über die Schoah, die Apartheid in Südafrika und aus der Geschichte zu ziehende Lehren. **Ein Gespräch mit Tali Nates**

Interview: Frank Schumann

Der Name ihres Vaters stand auf der berühmten Liste Oskar Schindlers. Wie kam es dazu?

Das ist eine lange Geschichte.

Erzählen Sie sie bitte. Gewiss erklärt sie auch, weshalb Sie seit mehr als dreizehn Jahren in Johannesburg eine Einrichtung leiten, die sich mit rassistischem Völkermord beschäftigt.

Mein Vater Moses stammt aus Nowy Targ, das liegt etwa 90 Kilometer südlich von Krakau (Krakow, jW). Als er zwei Jahre alt war, 1927, starb sein Vater. Dessen Frau Lea war dann mit vier Kindern allein. Meine Großmutter und ihre beiden Töchter Hela und Cela, meine Tanten,

wurden im Lager Belzec ermordet. Meinen Vater und seinen fünf Jahre älteren Bruder, mein Onkel Henryk, trieben die Nazis durch mehrere KZ, schließlich kamen sie im Zwangsarbeitslager Plaszow* wieder zusammen. Sie wurden von der Roten Armee 1945 befreit.

In Plaszow hatte Schindler mehr als tausend jüdische Zwangsarbeiter für sein Unternehmen abgezogen und damit vor der Deportation in die Vernichtungslager bewahrt.

Ja. Mein Vater ging in den 50er Jahren nach Israel, wo inzwischen auch sein

Bruder lebte. Er heiratete Judith, die in Warschau geboren worden war. Sie bekamen zwei Kinder: meinen Bruder Amir und mich. Vater arbeitete in einer Autowerkstatt, Mutter war Kindergärtnerin. Er sprach nicht viel über jene Zeit, Vater war traumatisiert. Das meiste darüber erfuhr ich von Onkel Henryk, der seine Erlebnisse auch in Erzählungen, Gedichten und Geschichten verarbeitete.

Wenn Emilie und Oskar Schindler in Israel waren, trafen sie sich mit ihnen. Vater war den Schindlers sehr dankbar und erklärte mir: Er sei wegen eines Deutschen, eines Mitglieds der Nazipartei, noch am Leben – und deshalb lebe auch ich. Als Kind gab er mir zwei Dinge mit auf den Weg: Man dürfe Menschen nie oberflächlich beurteilen, und jeder

Außenansicht von Oskar Schindlers früherer Fabrik in Krakow, Polen (2005)



Tali Nates

... 1961 in Israel geboren, seit 1985 in Südafrika lebend – gründete 2008 in Johannesburg das Holocaust and Genocide Centre, das sie seither auch leitet. Am 28. August erhält sie in Weimar, unweit vom einstigen KZ Buchenwald, mit der Goethe-Medaille den wichtigsten Preis der auswärtigen Kulturpolitik der BRD. Er wird seit 1954 verliehen, die bisherigen Preisträger kamen aus insgesamt 70 Staaten.

■ Fortsetzung auf Seite zwei

www.jhbholocaust.co.za

*** Im Krakower Vorort Plaszow richtete die SS ein Zwangsarbeitslager ein, wo Polen und Juden für die Deutschen Ausrüstungswerke (DAW) Frondienste leisten mussten. Kommandant war Amon Göth, wegen seiner Brutalität »Schlächter von Plaszow« genannt. Oskar Schindler, ein deutscher Unternehmer, profitierte von der Zwangsarbeit, vermochte es aber, von den etwa 20.000 Menschen, die in Vernichtungslager deportiert wurden, rund 1.200 jüdische Zwangsarbeiter in eine neue Produktionsstätte mitzunehmen. 297 Frauen und 781 Männer, die sogenannten Schindler-Juden, kamen ins KZ Groß-Rosen südwestlich von Breslau (heute Wrocław), einem Nebenlager des KZ Sachsenhausen. Es wurde am 13. Februar 1945 von der Roten Armee befreit.**

■ Fortsetzung von Seite eins

Mensch habe immer eine Wahl und könne sich entscheiden, ob er sich so oder anders verhalten wolle.

Sie wurden 1961 in Israel geboren, gingen 1985 aber nach Südafrika. Warum?

Während meines Geschichtsstudiums an der Hebräischen Universität in Jerusalem lernte ich Clive kennen. Wir verliebten uns und heirateten. Er war Südafrikaner und aktiver Gegner des Apartheidregimes. Darum wollte er seine Heimat auch nicht verlassen. Er überzeugte mich, nach Südafrika zu ziehen.

Um dort was zu machen?

Ich arbeitete zunächst als Dozentin an einem Lehrerkolleg. Mit Verweis auf die Geschichte der Judenverfolgung und -vernichtung in Europa machte ich die verbrecherische Ungerechtigkeit des Apartheidsystems bewusst, mit dem Ziel, es zu überwinden. Nach 1994 – inzwischen war nach vielen Jahren des Widerstandes die Apartheid beendet und Nelson Mandela zu unserem Präsidenten gewählt worden – engagierte ich mich in verschiedenen Nichtregierungsorganisationen, die für die Überwindung der Apartheid, für den gesellschaftlichen Wandel und für Versöhnung tätig waren. Dabei waren mir meine Erfahrungen – die meiner Familie und die aus der Geschichte – sehr von Nutzen.

So gesehen ist die 2008 von Ihnen in Johannesburg erfolgte Gründung des Holocaust and Genocide Centre, um das Bewusstsein für die Schrecken von Holocaust und Völkermord zu schärfen, die logische Konsequenz.

Ja, durchaus. Südafrika trägt schwer am Erbe des Kolonialismus und der Apartheid. Auch wenn die Strukturen im wesentlichen beseitigt sind, existiert vieles noch unter der gesellschaftlichen Oberfläche und bestimmt unsere Gegenwart. Darum muss aufgeklärt werden. Das in der Apartheid erfahrene Leid führte nicht automatisch dazu, dass die Südafrikaner immunisiert sind gegen Rassismus. Es gibt mörderische rassistische Gewalt, Hassreden und Ausgrenzung.

Und da soll die Beschäftigung mit Geschichte helfen?

Davon bin ich überzeugt. Die Geschichte kann ein mächtiges Instrument sein, wenn die Lektionen in praktische Entscheidungen münden, die in der Gesellschaft um- und auch durchgesetzt werden. Dabei, da sind Ihre Zweifel nicht ganz grundlos, müssen wir die Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart schneller und wirksamer herstellen.

Mit Verlaub, der Holocaust fand – aus der Perspektive Südafrikas – in Europa statt, also ganz weit weg. Ist das im südlichen Afrika überhaupt von Relevanz?

Mit Verlaub: Unsere Einrichtung hat einen Doppelnamen. Der grausame Genozid an den europäischen Juden ist zwar beispiellos, aber er war und ist nicht der einzige Massenmord in der Geschichte. Ich halte darum die oft benutzte Bezeichnung »einzigartig« für nicht hilfreich.

Warum sind Sie gegen diese Bezeichnung?

Diese Verabsolutierung hindert uns daran, etwas daraus zu lernen. Wenn etwas einzigartig war, dann kann es auch nie wieder geschehen. Ich folge Yehuda Bauer (Yehuda Bauer – 1926 als Martin Bauer in Prag geboren – ist ein israelischer Historiker, der u. a. das International Centre for Holocaust Studies in Yad Vashem leitete, jW), der für die Schoa den Begriff »beispiellos« prägte. Sehen Sie: Rassistisch motivierte Verbrechen fanden und finden weltweit statt – von Kambodscha bis Ruanda, von Bosnien bis Myanmar ... Jede einzelne Greuelthat weist spezielle Merkmale und Unterschiede auf, hat jedoch auch grundsätzliche Ähnlichkeiten.

Man muss kein Auschwitz bauen, um zu morden, es geht auch mit Macheten und Granaten.

Der Appell »Nie wieder!« nach dem Holocaust war und bleibt richtig und notwendig. Aber führte er auch zur Überwindung von Antisemitismus und Rassismus? Da bleibt weltweit mehr zu tun.

Arbeiten Sie weltweit? Wer unterstützt das Holocaust and Genocide Centre in Johannesburg?

Unser Zentrum ist das Resultat einer öffentlich-privaten Partnerschaft zwischen der Stadt Johannesburg und einer von uns gegründeten NGO. Wir sind Mitglied der South African Holocaust and Genocide Foundation – wozu ähnliche, kleinere Einrichtungen in Kapstadt und Durban gehören – und verschiedener Wissenschaftlervereinigungen wie der seit 1994 bestehenden International Association of Genocide Scholars und der Association of Holocaust Organizations. Wir arbeiten mit vielen Museen, Universitäten und Zentren in der ganzen Welt zusammen. Unsere Unterstützer sind Stiftungen, Unternehmen, Botschaften und Einzelpersonen. Mit einigen deutschen und österreichischen Stiftungen und insbesondere mit dem Regionalbüro der Rosa-Luxemburg-Stiftung in Johannesburg und der Zentrale in Berlin pflegen wir seit vielen Jahren eine enge Zusammenarbeit.

Wer sind »wir«?

Ein festes Team von elf Personen, die von etwa hundert Freiwilligen engagiert unterstützt werden. Unsere Aufgaben liegen in den Bereichen Bildung, Forschung, Archivierung, der Organisation von Konferenzen, Ausstellungen, Filmvorführungen, Gedenkveranstaltungen und Publikationen. Wenn Sie mehr über unsere Arbeit wissen wollen, schauen Sie sich unsere Homepage an.

Was lieferte den Anstoß für die Gründung des Zentrums?

2007 wurden Nazideutschland und der Holocaust obligatorischer Bestandteil des Schullehrplanes in Südafrika. Ab der neunten Klasse erfahren die Schüler von den rassistischen Greueln in Europa. Eine Reihe von Leuten in Johannesburg war der Auffassung, dass wir diese Aufklärungs- und Erziehungsarbeit unterstützen sollten. Wir suchten Partner, sammelten Spenden, fanden einen Architekten, der uns im Herzen von Johannesburg – gelegen zwischen Universitäten, Museen und gegenüber dem Hotel »Four Seasons«, also in bester Lage – ein Gebäude entwarf. 2012 begann der Bau, 2019 wurde eröffnet. Dazwischen – wir arbeiteten in einem angemieteten Schulgebäude – erfolgte die inhaltliche Vorbereitung: Wir sprachen mit Überlebenden, mit Lehrern, Schülern und Studenten, was sie von einer Einrichtung dieser Art erwarteten. Es waren fruchtbare, gesegnete Jahre.

Im weitesten Sinne lieferten Exilanten und Kriegsgegner wie Bert Brecht den Anstoß für unsere Arbeit. Brecht erinnerte 1952 daran, dass das Gedächtnis der Menschheit für erduldeten Leiden erstaunlich kurz ist. Der Regen von gestern mache uns nicht nass, sagten viele. »Lasst uns das tausendmal Gesagte immer wieder sagen, damit es nicht einmal zuwenig gesagt wurde! Lasst uns die Warnungen erneuern, und wenn sie schon wie Asche im Mund sind!«

Dennoch: Worin besteht die Beziehung zwischen Südafrika und dem Holocaust?

Möglicherweise ist vielen nicht bekannt, dass Südafrika Teil der Antihitlerkoalition war und nicht nur in Nordafrika gegen die Nazitruppen kämpfte. Es gab das South African Air Force 60, ein Geschwader der südafrikanischen Luftwaffe, das die ersten Luftaufnahmen vom Lager Auschwitz-Birkenau mit den rauchenden Krematoriumsschloten machte. Südafrikanische Piloten und Navigatoren machten den Holocaust sichtbar, ohne dass sie und die britischen Auswerter 1944 genau

wussten, was sie da fotografiert hatten.

Ich könnte mir vorstellen, dass es sich in Südafrika über den Holocaust in Europa leichter reden lässt als etwa über den Genozid an indigenen Völkern in Afrika, an denen Südafrika beteiligt war.

Das trifft zu. Der Holocaust war geographisch und ist zeitlich weit weg, Täter und Opfer waren Weiße. Aber mit diesem Thema haben wir einen Einstieg in unsere eigene Apartheidgeschichte und das, was sich hier zugetragen hat, etwa der Völkermord an den Tutsi in Ruanda. Binnen hundert Tagen wurden 1994 von den dort herrschenden Hutu vermutlich bis zu einer Million Menschen umgebracht. Und die Welt schaute zu. Die Wurzeln dieses ethnischen Konfliktes reichten weit zurück in die Kolonialzeit. Bis 1919 waren die Deutschen hier unterwegs, danach kamen die Belgier. Sie handelten ebenfalls nach dem Prinzip »Teile und herrsche«. Das alles führte zu Bürgerkriegen und gipfelte schließlich in diesem Völkermord. Der wurde im reichen Norden als »Stammesfehde«, als »Chaos«, als »verhängnisvolle Umstände« verharmlost. Erst 2010 räumte der französische Präsident Nicolas Sarkozy schwere Fehler ein: »Es hat eine Form von Blindheit gegeben, wir haben die Dimension des Völkermords nicht wahrgenommen.«

Als die Hutu die Tutsi bereits seit drei Wochen abschlachteten, fanden in Südafrika die ersten freien Wahlen statt. Mein Mann und ich standen vier Stunden an, um Nelson Mandela und den ANC zu wählen. Danach haben wir mit sehr vielen Südafrikanern das Ergebnis von fast 63 Prozent gefeiert: Das war das politische Ende der Rassentrennung in unserem Lande. Aber auch wir wurden erst später hellhörig, was da in Ruanda geschah.

Ihre Arbeit wird im Ausland sehr geschätzt. Sie haben vor der UN-Vollversammlung gesprochen, Sie gehören laut der südafrikanischen Wochenzeitung Mail & Guardian zu den einflussreichsten und wichtigsten 100 Frauen des Kontinents, und nun werden Sie im Nationaltheater Weimar mit der Goethe-Medaille geehrt. Erfährt Ihre Arbeit in der Heimat die gleiche Anerkennung?

Ja. Die große Mehrheit unserer Besucher sind Südafrikaner, darunter Schüler und Studenten. Vertreter der Stadt – wie der Bürgermeister –, der Regierung und der Zivilgesellschaft haben das Zentrum wiederholt besucht. Die südafrikanischen Medien berichteten häufig über unsere Einrichtung, wir erhielten Preise und Ehrungen für unsere Tätigkeit. Wir machen unsere Arbeit jedoch nicht wegen der Anerkennung und für Lob – wir machen sie, weil wir es für sehr wichtig halten, Lehren aus der Geschichte zu ziehen und diese Zusammenhänge als Warnungen für uns alle zu vermitteln. Ganz im Sinne des Auschwitz-Überlebenden und Schriftstellers Primo Levi: »Es ist geschehen, also kann es wieder geschehen. Das ist der Kern dessen, was wir zu sagen haben. Es kann passieren und es kann überall passieren.« Wir nutzen das Johannesburg Holocaust and Genocide Centre als Katalysator zum Erinnern.

Die Bundesrepublik Deutschland ist nicht das »Dritte Reich«. Aber nicht nur für eine Historikerin wie Sie, Nachgeborene einer jüdischen Familie, die fast vollständig von den Nazis ermordet wurde, ist Deutschland objektiv das Land der Täter. Hier leben die Nachfahren derer, die systematisch und industriell Juden, Sinti und Roma, Homosexuelle und »unwertes Leben« vernichtet haben. Wie denken Sie darüber?

Es ist unbestritten, dass die Verbrechen des Nazireiches Teil des deutschen Erbes und der deutschen Geschichte sind. Es hat viele Jahre gedauert, bis sich das Land in nennenswerter Weise damit

auseinandergesetzt, Gedenkstätten errichtet und Aufklärung betrieben hat. Gerechtigkeit wurde dabei sicherlich nicht immer angestrebt oder erreicht. Als Südafrikanerin weiß ich, wie schwer es für mein Land ist, sich seiner schwierigen Vergangenheit zu stellen – seiner gesamten Vergangenheit. Zum Beispiel kontrollierte Südafrika von 1916 bis 1990 Südwestafrika (Namibia, jW) und beging dort viele Verbrechen. Wir stellen uns diesem Teil unserer Vergangenheit noch immer nicht. Es ist bequem zu sagen: »Nun, das hat das Apartheidregime getan – nicht wir, das demokratische Südafrika.« Können Sie sich vorstellen, dass Ihr Land das gleiche in bezug auf die Naziverbrechen sagte?

Das muss ich mir nicht vorstellen – ich weiß, dass es so war und punktuell auch noch so ist. Nicht wir, Hitler ist es gewesen ...

Wir müssen uns immer an unsere Vergangenheit erinnern – auch an jene Teile, mit denen wir wirklich zu kämpfen haben, um daraus zu lernen.

In Europa beschäftigt uns gegenwärtig der Krieg in der Ukraine.

Das verstehe ich. Aber wir haben seit Jahren Krieg im Jemen, in Syrien, in Äthiopien, in Kamerun ... Nimmt daran die Welt in gleicher Weise Anteil? Jeder Krieg ist ein Verbrechen und muss mit diplomatischen Mitteln durch Verhandlungen beendet werden. Und die Kriegsverbrecher gehören vor den Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag.

Die beiden in der Ukraine kriegsführenden Seiten beschuldigen sich wechselseitig des Genozids.

Ich verfolge mit großer Sorge die Vorgänge in der Ukraine und registriere mit emotionaler Betroffenheit, dass Orte wie Lemberg (heute Lwiw, jW), Kiew oder Odessa auf unserer Holocaustkarte wieder im Zentrum der Auseinandersetzungen stehen. Gleichwohl warne ich vor der inflationären, propagandistischen Verwendung des Begriffes. Ich erinnere an Raphael Lemkin, einen polnischen Juden, der in Lemberg in den 20er Jahren Jura studierte. Ihm verdankt die Rechtsprechung den Begriff »Genozid« und die Menschheit die Genozidkonvention der Vereinten Nationen von 1948. Lemkin (1900–1959, jW) verlor seine ganze Familie im Holocaust. Er hatte sich schon als Student mit den antijüdischen Pogromen 1903 bis 1906 in Russland und mit dem Völkermord an den Armeniern beschäftigt und war erst recht während des Weltkrieges zu der Überzeugung gelangt, dass kein Staat das Recht habe, Millionen von Menschen aus nationalen, ethnischen, rassistischen oder religiösen Gründen umzubringen. Er fand dafür die Bezeichnung Genozid: aus genos, also Volk oder Stamm, und cide, also Tötung. Lemkin war Berater beim Internationalen Militärtribunal in Nürnberg, scheiterte aber zunächst daran, den Straftatbestand des Genozids dort einzubringen. Das gelang ihm jedoch in der UNO, die im Dezember 1948 die Konvention über die Verhütung und Bestrafung des Völkermordes beschloss. Inzwischen von 147 Staaten ratifiziert, ist das Genozidverbot heute eine zwingende Regel des Völkerrechts.

Gestatten Sie zum Abschluss eine persönliche Frage: Sie leben seit 37 Jahren in Südafrika. Das ist der größte Teil Ihres Lebens. Sie sind in Tel Aviv geboren, dort zur Schule gegangen, haben in Jerusalem studiert. Wo fühlen Sie sich zu Hause?

In Südafrika. Meine Eltern kamen auf unterschiedlichen Wegen von Polen nach Israel. Ich habe sehr, sehr starke Bindungen an Polen, von dort stammt meine ganze Familie. Ich bin darum oft in Polen, aber auch in Israel, wo ich meine Jugend verbrachte. Da leben ebenfalls Angehörige von mir. Doch zu Hause bin ich in Südafrika.

Sozialist ■ Georg Lukács

Innerlich blind

Die Besonderheit des deutschen Imperialismus und die Schwäche der Linken. Eine Analyse von Georg Lukács aus dem Jahr 1966 (Teil III)

In vertrautem Kreise pflegte Max Weber (1864–1920, Soziologe und Ökonom, *jW*) öfters zu sagen: Das nationale Unglück Deutschlands zeige, dass man noch nie einen Hohenzollern geköpft habe. Und in der Tat war die Hinrichtung von Karl I. und Ludwig XVI. je ein Wendepunkt in der Entwicklung der demokratischen Leitung und Kontrolle der Außen- und Innenpolitik Englands und Frankreichs. Freilich fehlt Weber, bei all seiner Intelligenz, die innere Möglichkeit, seine eigenen Gedanken zu Ende zu führen. Auch bei ihm ist der deutsche utopische Zug in der Totalität bei aller Realistik der Einzelbeobachtungen und Schlüsse vorhanden. Er war ein kluger, liberaler Imperialist. Als solcher sah er klar und beurteilte scharfsinnig den irrationalistischen Utopismus der deutschen Außenpolitik und später den der Kriegführung; er sah klar die Überlegenheit der französisch-englischen Diplomatie gegenüber der deutschen. Er sah auch, wie die deutsche Entwicklung notwendig zum »persönlichen Regime« Wilhelms II., infolge der Ohnmacht des Parlaments zur Unmöglichkeit der Entstehung einer politisch befähigten Führungsschicht, zur Herrschaft einer politisch impotenten, obwohl technisch glatt funktionierenden Bürokratie führte. Letztere Einsicht hat er von Bismarck geerbt. Dieser sagte gelegentlich, dass das preußische Militär ausgezeichnete Offiziere, bis zum Regimentskommandeur, erziehen könne. Die strategisch bedeutenden deutschen Feldherren aber – Scharnhorst, Gneisenau, Moltke – waren nie Erzeugnisse der preußischen Militärschulung. Der Erste Weltkrieg hat diese Prognose in jeder Hinsicht bestätigt. (...)

Natürlich gab es im damaligen Deutschland eine große, linke, sogar als revolutionär verschriene Partei: die sozialdemokratische. Sie ging aus dem Kampf gegen Bismarcks Sozialistengesetz siegreich hervor und zeigte eine ständige Zunahme an Gefolgschaft. In diesen Fragen blieb sie jedoch innerlich blind und daher nach außen ohnmächtig – nicht weil ihr richtiges Gegenprogramm an der Übermacht des verpreußten Reichs gescheitert wäre,



»Die kommunistische Parole einer deutschen Räterepublik hat in der Sozialdemokratie nach kurzem Schwanken einer Minderheit die opportunistischen Tendenzen verstärkt«: Massenkundgebung der KPD in Berlin

sondern weil sie hierin nicht imstande war, eine konkrete und reale Alternative zum Bestehenden aufzuzeigen.

Unmittelbar nach dem Sieg der Partei im Kampf gegen das Sozialistengesetz hat Friedrich Engels in seiner Kritik des Erfurter Programms (1891) gegen sie diesen Vorwurf erhoben. Er geht davon aus, dass die Reichsverfassung in bezug auf die politischen Rechte des Volks »ein purer Abklatsch der preußischen Verfassung von 1850« sei, »worin die Regierung alle wirkliche Macht besitzt«. Es ist nun bemerkenswert, dass Engels nicht einfach den Sozialismus als Alternative aufstellt – so etwas findet man nicht selten bei den Sozialdemokraten der Wilhelminischen Zeit –, sondern dessen Verwirklichung als unmöglich ansieht, ohne eine radikal demokratische Erneuerung Deutschlands, ohne ein schonungsloses Wegfegen aller Überreste der feudalistischen, kleinstaatlich-kleinlichen

Vergangenheit. Er hebt ausdrücklich die Möglichkeit eines Hineinwachsens in den Sozialismus bei Ländern wie England oder Frankreich hervor. Er spottet zugleich über die deutsch-sozialdemokratische Illusion eines »frisch-fromm-fröhlich-freien Hineinwachsens der alten Sauerei in die sozialistische Gesellschaft«. Er nimmt dabei Rücksicht auf die legalen Möglichkeiten der damaligen Lage, fordert kein offenes Bekenntnis zur demokratischen Republik, begnügt sich vielmehr mit der programmatischen Zielsetzung »der Konzentration aller politischen Macht in den Händen der Volksvertretung« sowie damit, dass Preußen aufhört zu existieren. Jeder weiß: Höchstens kann die ziemlich vereinsamte publizistische Tätigkeit Franz Mehrings (1846–1919, marxistischer Historiker und Politiker, *jW*) als Versuch gelten, eine radikal demokratische Alternative gegen das bürokratisch verpreußte Reich aufzustellen.

Diese demokratische Alternative kam aber auch nach der Niederlage von 1918 nicht zur Geltung. Natürlich entstand eine Republik ohne Republikaner, natürlich lag – rein formell – die ganze Macht in der Hand der gewählten Organe. In Wirklichkeit blieb die Vorherrschaft der zivilen und militärischen Bürokratie im wesentlichen unerschüttert; selbst von einer Agrarreform im Gebiet der preußischen Junker konnte keine Rede sein. Diese innere deutsche Schwäche der sozialistischen Linken blieb auch in Weimar bestehen. Die kommunistische Parole einer deutschen Räterepublik hat in der Sozialdemokratie, nach kurzem Schwanken einer Minderheit, die opportunistischen Tendenzen verstärkt. Dabei ist hier nicht einfach die Ablehnung einer sozialistischen Umwälzung gemeint, sondern vor allem das Ausweichen vor jeder fundamentalen demokratischen Reform. (...)

Georg Lukács: Über die Bewältigung der deutschen Vergangenheit (Vorwort zu Georg Lukács: Von Nietzsche zu Hitler oder Der Irrationalismus in der deutschen Politik. Frankfurt am Main 1966). Hier zitiert nach dem Faksimile des Typoskripts im Internetarchiv der Ungarischen Akademie der Wissenschaften: real.ms.mtak.hu/21818

Teil I und II dieses Textauszuges erschienen in den Wochenendbeilagen vom 13./14. und 20./21. August

Der Schwarze Kanal ■ Von Arnold Schölzel

Beim Probebohren

Gleich zweimal meldete sich in dieser Woche *Handelsblatt*-»Chefökonom« Bert Rürup zu Wort. Sein Auftauchen signalisiert stets Knirschen im Gebälk des deutschen Kapitalismus, seine Texte enthalten für die »Lösung« der fälligen nächsten Krise ein universelles Rezept: die Umverteilung von unten nach oben verstärken. Bei der Teilprivatisierung der gesetzlichen Rente gelang ihm das gemeinsam mit dem damaligen SPD-Arbeitsminister Walter Riester 2002 schon so überzeugend, dass er und Riester nach Pensionierung bei einem Hauptprofiteur ihrer »Reformen«, dem Multimillionär Carsten Maschmeyer, unterkamen. Der freute sich damals: »Es ist so, als ob wir auf einer Ölquelle sitzen. Sie ist angebohrt, sie ist riesig, und sie wird sprudeln.« Rürup und Co. sind so etwas wie Probebohrer.

In den Artikeln dieser Woche schaute Rürup wieder in seine Glaskugel, und das SPD-Mitglied sah dort wie immer nichts Gutes. Schwere Zeiten stehen

bevor, und schuld daran ist der »demographische Wandel«. Es gibt immer mehr Alte, hierzulande und in China. Dessen Stern sinke daher, schrieb er in einem am Donnerstag in *Handelsblatt* und *Tagesspiegel* veröffentlichten, gemeinsam mit dem Journalisten Michael Brackmann verfassten Text. Beide untermauern das mit harten Fakten: »Wenn viele Chinesen beim Auftauchen der Polizei geradezu panikartig aus Restaurants oder Möbelhäusern flüchten, um nicht in einem Isolationslager zu landen, untergräbt das trotz aller Propaganda die Autorität der politischen Führung.« Oder: »Neben der Industrieproduktion schwächelt inzwischen auch die Binnennachfrage. Kunden kaufen verstärkt Billigwaren statt teurer Markenprodukte.« Im *Tagesspiegel* flankiert das eine Anti-China-Seite: Deutsche Konzerne sollten sich in der Volksrepublik nicht zu stark zu engagieren. Das Problem: Noch nie waren deutsche Investitionen dort so hoch wie im ersten Halbjahr

2022. Das aber ist noch schlimmer als die Abhängigkeit vom Russengas, denn Beijing, weiß der *Tagesspiegel*, überfällt demnächst Taiwan.

Am Freitag berichtete das *Handelsblatt* prompt von einem deutschen »Kurswechsel in China-Politik« und über »Planspiele im Bundeswirtschaftsministerium«. Dort gebe es »die Idee, ein Instrument für Investitionskontrollen auf fremdem Boden zu schaffen. Bislang kann das Wirtschaftsministerium bloß chinesische Beteiligungen in Deutschland untersagen«. Im Gegensatz zu Kanzleramt und Finanzministerium seien das grüne Außen- und das Wirtschaftsministerium für »eine härtere Gangart gegenüber China«. Den Grünen ist Russlandruinieren nicht genug.

Da darf Rürup nicht fehlen. Unter der Überschrift »Wie die deutsche Wirtschaft zu retten ist« erläutert er am Freitag ebenfalls im *Handelsblatt*, China leide »unter einer markanten Alterung der Bevölkerung, die mittelfristig enorme ökonomische und

gesellschaftliche Spannungen verursachen wird«. Die Bundesrepublik aber sei in dieser Hinsicht China »um Jahre voraus«: »Denn hier wird bereits zum Ende dieser Legislaturperiode ein massiver, fast zwei Jahrzehnte anhaltender Alterungsschub einsetzen.« Schlussfolgerung: Was vor 20 Jahren Maschmeyers Kassen füllte, kann doch noch mal klappen. Rürup: Es gebe »gute Gründe, das gesetzliche Renteneintrittsalter mit der Zunahme der Lebenserwartung zu synchronisieren, um das Verhältnis der durchschnittlichen Dauer von Erwerbstätigkeit und Rentenbezug konstant zu halten«.

Maschmeyer kann sich aufs Anbohren der nächsten Ölquelle vorbereiten, für Gesetze sorgen wie gehabt SPD und Grüne. Russland ist bekanntlich schon am Boden, China schießt sich selbst ab. Da muss nicht nur patriotisch gefroren werden, sondern auch die allgemeine Armutsrente her. Rürup hat's schon immer gewusst.

Maschmeyer kann sich auf die nächste Ölquelle vorbereiten, für Gesetze sorgen wie gehabt SPD und Grüne. Russland ist bekanntlich schon am Boden, China schießt sich selbst ab



»Stets gern für Sie beschäftigt ...«

Wie die »Ofenbauer von Auschwitz« in Erfurt den Nazis bei der industriellen Menschenvernichtung willig zur Hand gingen.

Von Andreas Müller

Mit Blick auf das Konzentrationslager Buchenwald: Firmensitz von »Topf und Söhne« in Erfurt

Herscharen von Besuchern drängen sich auf der berühmten Krämerbrücke und schlendern dann hinüber zum »Fischmarkt«, um die prächtigen Renaissancefassaden vom Gildehaus und des Hauses »Zum Breiten Herd« zu bestaunen. Bunt und großartig präsentiert sich Thüringens Metropole hier und lädt am Straßenrand fast pausenlos zum erfrischenden Getränk ein. Vom größtmöglichen Kontrast dazu weiß oder ahnt kaum einer der Passanten etwas. Kopfschütteln zumeist. »Hin und wieder kommt es vor, dass jemand ganz zielgerichtet nach »Topf und Söhne« fragt. Es ist ein sehr bedrückendes Kapitel unserer Stadtgeschichte, gehört aber nun mal dazu«, berichtet eine Mitarbeiterin der Erfurter Tourismusinformation.

Draußen vor der Tür führt Robert aus Kalifornien seinen Hund aus, und sein Gesicht nimmt sofort ernste Züge an. »Die Geschichte dieser Firma ist wirklich extrem«,

sagt der Mann, der 2007 in Erfurt seine Wahlheimat fand. Die Gedenkstätte des ehemaligen Konzentrationslagers Buchenwald habe er besucht, den vom Erfurter Zentrum nur zwei Kilometer entfernten Erinnerungsort »Topf und Söhne« bislang gemieden, berichtet der amerikanische Thüringer. »Das ist bestimmt nichts für schwache Nerven.«

Dem kann Reinhold Kusche nur beipflichten. In dem dreistöckigen Gebäude mit der graugrünen Fassade unweit des Hauptbahnhofs arbeitet der frühere Ingenieur ein paar Stunden in der Woche am Empfang. Der 73jährige begrüßt die Besucher, hilft ihnen aus der Garderobe, verweist auf die kleinen Boxen für Handtaschen oder Rucksäcke und lässt, falls es jemand zu Beginn des Rundgangs wünscht, einen halbstündigen Film darüber ablaufen, was sich genau hier vor 80 Jahren an Ungeheuerlichem zutrug. »Als ich zum ersten Dienst zur Tür hereinkam, war ich sehr angefasst. Man wird innerlich aufgewühlt,

wenn man so etwas sieht«, gesteht Kusche. »Am meisten bin ich darüber erschrocken, wie die Chefs und die leitenden Ingenieure damals als ganz normalen Job betrachtet haben, was sie hier tagtäglich machten. Für sie war das etwas völlig Normales. Sie kamen zur Arbeit, haben sie wie irgendeine andere erledigt und gingen abends wieder nach Hause zu ihren Familien, als wäre nichts gewesen. Unbegreiflich.«

Die Firma mit dem so harmlos klingenden Namen lieferte den Nazis für ihre massenmörderische Ideologie die Verbrennungsöfen sowie die Entlüftungstechnik für die Gaskammern. Von hier aus, wo nur noch das einstige Verwaltungsgebäude und die darin enthaltenen Ausstellungen von den Greueln künden, stammte ein wesentlicher Teil für die gigantische industrielle Fließbandmordmaschinerie. Von hier stammten die Öfen, um von den in Auschwitz und anderen Konzentrations- und Vernichtungslagern ums Leben gebrachten Menschen buchstäblich nichts mehr übrigzulassen, in dem Wahn, sämtliche elf Millionen europäische Juden »sonderzubehandeln«, »wegzuarbeiten«, »auszukämmen«, wie es perfide und menschenverachtend im Nazi-Jargon hieß.

Auf diese generalstabsmäßig organisierte Ausrottung hatten sich am 20. Januar 1942 hochrangige Vertreter von SS, von Ministerien und Reichsbehörden am Wannsee verständigt. Ziemlich am Ende des Spielfilms »Wannseekonferenz« von Regisseur Matti Geschonck, der im Januar dieses Jahres im ZDF ausgestrahlt wurde und noch immer in der Mediathek des Senders zu finden ist, kam einer der Teilnehmer auf technischen Details zu sprechen. Friedrich

Wilhelm Kritzingler – ein Ministerialdirektor aus der Reichskanzlei – merkte an, dieses Vorhaben werde elf Millionen Schuss Munition kosten und selbst bei pausenlosen Erschießungen insgesamt etwa 488 Tage in Anspruch nehmen, was für die damit beauftragten Soldaten ungeheure psychische Belastungen bedeute. Der Mann – sofort als Bedenkenträger stigmatisiert – wurde in dem Film umgehend beruhigt. Unter anderem mit dem Hinweis auf erste »Probevergassungen« und Versuche mit »Zyklon B« und unter Berufung auf Kontakte zu einer Firma namens »Topf und Söhne«, die Hochleistungsöfen zu bauen imstande sei ...

Den Nazis angedient

Im Jahre 1878 begründet, hatte sich das Unternehmen nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges mit einer kleinen Abteilung auf den Bau von Einäscherungsöfen für Krematorien spezialisiert. In dieser Branche, zu der ebenfalls die Verbrennung von Müll aus Krankenhäusern oder Kadavern in Schlachthöfen gehörte, avancierte die Firma zum Marktführer in der Weimarer Republik. Ab 1939 dienten sich Ludwig und Ernst Wolfgang Topf, Firmeninhaber in dritter Generation, der SS als willfährige Geschäftspartner an. Unverzüglich lieferten sie erste und zunächst mobile, fahrbare Öfen, als mit Beginn des Zweiten Weltkrieges in den Konzentrationslagern damit begonnen wurde, Leichen zu verbrennen. Die technische Seite verantworteten insbesondere die Ingenieure Kurt Prüfer und Karl Schultze, Letzterer zugleich der »Lüftungsexperte« im Betrieb. Ein Geschäftsmodell, das auf Herz und Hirnzellen gleichermaßen einwirkt, durch den spartanisch-sachlichen Charakter der Ausstellung zusätzlich genährt. Nicht Produktionshallen gilt es zu besichtigen, sondern schlicht hinter Glas routinemäßige Geschäftsbriefe wie diesen vom 4. November 1941 aus Erfurt an die Bauleitung der Waffen-SS und Polizei Auschwitz: »Wir danken Ihnen bestens für den uns erstellten Auftrag auf Lieferung von 5 Dreimuffel-Einäscherungs-Öfen mit Druckluftanlage, 2 Sarg-Einführungsvorrichtungen mit Schiebeanlage für 5 Öfen, 3 Saugzug-Anlagen, 1 Müll-Verbrennungs-Ofen. Gesamtpreis: 51.237 Reichsmark.«

Schautafeln mit historischen Dokumenten zur Firmengeschichte neben Reißbrettern mit Zeichnungen und Skizzen von den eigens für die Nazibarbarei entwickelten Öfen. Gerade dieses Nüchtere und Sachliche ist es, das unter die Haut geht. Am Boden einige Markierungen – so wenige Quadratmeter Bürofläche also hatten zur Konstruktion und Inbetriebnahme des Unfassbaren genügt. An einem der großen Fenster im dritten Stock der Hinweis auf den rund 20 Kilometer entfernten und knapp 500 Meter hohen Ettersberg bei Weimar. Bei klarem Wetter ist das Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers gut zu



»Ofen als reine Vernichtungsvorrichtung«: Massenmord am Reißbrett ermöglicht



Hand in Hand mit den Nazis: Routinemäßige Geschäftsbriefe über die Vernichtung von Menschen

erkennen. Was mochte den Gebrüdern Topf durch den Kopf gegangen sein, als sie genau hier standen? Was mochten Schultze und Prüfer gedacht haben, als sie da drüben jahrelang den Rauch aufsteigen und zum Himmel qualmen sahen? Welch ekelregender Arbeitsnachweis! Dem Besucher von heute überkommt an diesem Fenster und bei solchen Assoziationen ein Brechreiz.

Ab 1941 wurde in der Fabrik, deren früheres Ausmaß ein Modell nahe am Eingang illustriert, eine eigenständige Abteilung für »Spezialofenbau« begründet. Dort entsprach das Unternehmen auch organisatorisch den ständigen Wünschen von Hitler, Heydrich, Eichmann und ihren Schergen nach immer mehr und immer größeren Anlagen. Rollten die Waggons mit der grauisigen Ware von »Topf und Söhne« zunächst nach Buchenwald, Dachau und Mauthausen, fuhren sie später fast 700 Kilometer nach Auschwitz-Birkenau, um dieses Vernichtungslager mit insgesamt vier Großkrematorien auszustatten. Parallel zur Potenzierung der Naziverbrechen wuchs die Pervertierung in den Erfurter Büros. Zum Beispiel arbeitete der Prokurist Fritz Sander an einem Patent für einen »kontinuierlich arbeitenden Leichenverbrennungsofen für den Massenbetrieb«. Sein persönlicher Kommentar: »Dabei bin ich mir vollkommen klar darüber, dass ein solcher Ofen als reine Vernichtungsvorrichtung anzusehen ist, dass also die Begriffe Pietät ... sowie jegliche Gefühlsmomente vollständig ausgeschaltet werden müssen.«

Banale Triebfedern

Mit diesen Verirrungen menschlichen Denkens einher gehen die Motive, mit denen die leitenden Ingenieure ihre Suche nach immer neueren und besseren Lösungen begründeten, damit immer mehr Leichen »in wünschenswert kurzer Zeit« verbrannt werden konnten. In den historischen Quellen seien eher banale Triebfedern zu finden wie beruflicher Ehrgeiz, das Ringen um (mehr) Anerkennung oder das Streben nach Provisionszahlungen, weiß Ausstellungsleiterin und Kuratorin Annegret Schüle. »Die Erwartung ist, dass ein monströses Verbrechen monströsen Motive hat. Doch hier begegnen uns ganz normale und bekannte Motive, wie sie uns in jeder anderen Branche in ihrer Alltäglichkeit begegnen könnten.«

Hinzu komme der Umstand, dass das wirtschaftliche Überleben des Unternehmens mit seinen rund 860 Arbeitern und 290 Angestellten im Jahr 1939 zu keinem Zeitpunkt von den Geschäften mit der SS abhängig gewesen sei. Die »Ofenbauer von



Diesen sehr speziellen Ort näherbringen: Führung über das Gelände von »Topf und Söhne«

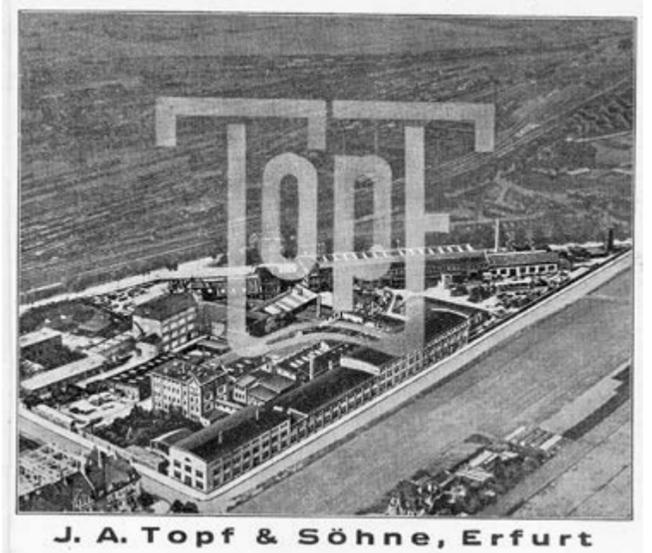
Auschwitz«, als die »Topf und Söhne« in die Geschichte eingingen und sie auf äußerst traurige Weise mitschrieben, hätten damit lediglich zwei Prozent des Gesamtumsatzes erwirtschaftet. Die eigentliche Produktion sei der Herstellung von Anlagen für Mälzereien und Brennereien sowie von großen Silos und Speichern vorbehalten gewesen, erläutert Schüle. Was angesichts der Aufträge zum Bau riesiger Speicher für Reich und Heer freilich ebenfalls zu engen wirtschaftlichen Beziehungen mit den Nazis führen musste.

Inmitten von Erfurt existiert seit 2011 dieser bundesweit einmalige und zugleich einzigartige Ort. Nirgends sonst in der Bundesrepublik Deutschland ist Annegret Schüle zufolge authentischer und eindringlicher zu erleben, wie das dunkelste Kapitel deutscher Geschichte Hand in Hand mit Industrie und Privatwirtschaft überhaupt erst möglich wurde. »Stets gern für Sie beschäftigt ...«, ist in übergroßen Lettern hoch oben an der Außenfassade zu lesen. Was könnte die engen geschäftlichen Beziehungen zwischen einer Firma und den Nazis besser ausdrücken und davor warnen!

Eine ähnliche Stätte wäre in Berlin nahe des S-Bahnhofes Gleisdreieck denkbar und wünschenswert, auf dem vormaligen Gelände einer 1887 vom Ingenieur Heinrich Kori gegründete Firma. Von der »Kori GmbH« wurden ebenfalls Öfen für Krematorien in

einer ganzen Reihe von Konzentrationslagern hergestellt und installiert. »Dieses Berliner Unternehmen stand lange nicht so im Fokus, unter anderem weil diese Öfen kein Herstellerlogo hatten. An den Verbrechen in den Lagern war Kori trotzdem genauso beteiligt wie Topf und Söhne in Erfurt«, so die Expertin. Im November soll bei Henrich und Henrich der Sammelband »Die H. Kori GmbH. Eine Berliner Ofenbaufirma und der nationalsozialistische Massenmord« erscheinen. Damit, so hofft Herausgeberin Schüle, werde der ehemalige Standort der Firma Kori in der Dennewitzstraße 35 erstmals angemessen beleuchtet. Eine Mahntafel dort anzubringen, habe die Bezirksverordnetenversammlung Tempelhof-Schöneberg bereits vor drei Jahren beschlossen.

»Das alles ist Teil unserer Industriegeschichte. Das alles betrifft die ständige Wechselbeziehung zwischen Arbeit und persönlicher Verantwortung und damit wieder einzelnen«, betont die Spezialistin für Industriegeschichte. Damit ist zugleich der wissenschaftliche Ansatz skizziert, von dem aus ihr kleines Team mit zwei festen Mitarbeiterinnen sowie mit Honorarkräften und Freiwilligen in Erfurt den vor Corona alljährlich etwa 13.500 Besuchern – rund die Hälfte davon Gruppen – begegnet und diesen sehr speziellen Ort nahebringen. »Wir verstehen uns als Lernort. Wir können



ERINNERUNGSPORT »TOPF & SÖHNE«, ERFURT

mit historischen Belegen zeigen, wohin das geführt hat.«

Mit eindrücklicher Wirkung auf die Besucher. »Niemand, der sich das angesehen hat, kann den Holocaust leugnen. Jeder, der das noch immer versucht, sollte einmal hierherkommen«, berichtet ein Mann aus Hamburg. Seine Frau wirkt nach dem Rundgang wie ein bisschen gelähmt und benommen, setzt sich auf eine Treppe und fächelt sich frische Luft zu. Vielleicht denkt sie gerade daran, was sie vorhin las. Aus den nach draußen geschmuggelten Aufzeichnungen des jüdischen Häftlings Marcel Nadjari, die 1980 nahe Auschwitz-Birkenau gefunden wurden: »Die Dramen, die meine Augen gesehen haben, sind unbeschreiblich.«

Werbeanzeige mit Firmengelände im Erfurter Stadtführer von 1935

topfundsoehne.de

ANZEIGEN

Seit der Gründung des Wein & Sektguts Hummel Anfang der 80er Jahre setzen wir auf den sinnvollen Einsatz ökologischer Maßnahmen. Daher wird komplett auf Insektizide und Herbizide verzichtet sowie soweit möglich auf natürliche Schadabwehr gesetzt, wie den Einsatz von Pheromonen.



Intensive Handarbeit, akribische Selektion der Trauben und Ertragsreduzierung in Verbindung mit gesundem Hand-Lesegut von vitalen Rebstöcken und eine schonende Verarbeitung sind die Grundpfeiler unserer außergewöhnlichen Weine. Diese Philosophie versuchen wir allen unseren Auszubildenden und Praktikanten mit auf den Weg zu geben, um das Bewusstsein für die vielfältigen Auswirkungen der jeweiligen Weinbergs- oder Kellerarbeit zu schärfen. Das vielfältige Spektrum unserer

Traubensorten und damit unserer Weine ist optimal auf unser Terroir abgestimmt. Fruchtbare Weiß- und Roséweine bauen wir im Edelstahltank aus, diese stammen hauptsächlich von der Lage Malscher Ölbaum. Gehaltvolle Weißweine und Rotweine aus der Lage Malscher Rotsteig, einer der besten Lagen im nordbadischen Raum, reifen in neuen Barriques aus französischer Eiche. Der Winzersekt wird in traditio-

neller Flaschengärung mit mehrjährigem Hefelager produziert. Die Tresterbrände aus eigener Herstellung sowie Obstbrände destillieren wir schonend und reinsortig, damit diese dem »Hummel-Standard« gerecht werden.

Unser gesamtes Sortiment finden Sie unter www.weingut-hummel.de Ihre Weinbestellung bei uns im Webshop mit dem Stichwort »Hummelbrumm« erhalten Sie mit einem einmaligen Rabatt von 10%.

Für Fragen rund um das Weingut können Sie uns telefonisch unter 07253 27148 erreichen. Wir freuen uns auf Ihren Besuch während unserer Verkaufzeiten, Montag bis Freitag 17.00 – 19.00 Uhr sowie Samstag 10.00 – 14.00 Uhr, oder nach telefonischer Vereinbarung. www.weingut-hummel.de

Kommt zum Stand beim UZ-Pressefest in Berlin!

Leeren der Revolution | 15 €
Das politisch unkorrekte Kartenspiel



Kunzmann: China | 9,90 €
Treffs Kunzmann am Samstag um 17 Uhr bei uns am Stand!



Wir freuen uns auf spannende Gespräche über neue (Produkt-) Ideen!

T-Shirts | 15 €
Hoodie | 25 €
Gleich ausprobieren: Xi Jinping & Miguel Diaz-Canel Fanshirts



oder unter: rotes-berlin.de/shop



HOFFMANN/IMAGO IMAGES

Flinker Tresenbuddy:
Rory Gallagher (r.) und
Bassist Gerry McAvoy
(Haiger-Allendorf,
2.9.1984)

Am Rande der Klippe

Den Mond anheulen:
 Über den Bluesrock-Gitarristen Rory Gallagher. **Von Frank Schäfer**

Als Ahnherren des Powertrio-Formats, der Keimzelle des Hard Rock, lassen sich diverse Formationen namhaft machen: Cream oder deren Filiation Mountain, The Jimi Hendrix Experience natürlich, Blue Cheer, Budgie, Grand

Funk Railroad, die 1969er Besetzung der James Gang mit Joe Walsh an der Gitarre, vielleicht auch noch die frühen Rush, die Holzfällertruppe von »Working Man«. Taste werden gern vergessen, dabei haben Rory Gallagher & Co. Heavy-Blues-Geschichte geschrieben.

Songs wie »Blister of The Moon«, »Born of The Wrong Side of Time«, »Same Old Story« und natürlich der Bandklassiker »What's Going On« zeigen, vor allem in den aufgedrehteren Live-Variationen, dass sie eine echte Alternative zu Cream hätten sein können. Schließlich haben Taste sie am Ende lautstark vom Hof gejagt, als Opener beim Cream-Abschiedskonzert 1968 in der Royal Albert Hall. Gallagher ist energetischer, explosiver als der leergespielte Eric Clapton, und stößt dann auch bald darauf bei einer Leserumfrage des *Melody Maker* den »God« vom Thron.

Dennoch sollte es nie zur Reputation und schon gar nicht zu den Verkaufszahlen von Cream langen. Dafür besitzen Gallaghers Sidekicks nicht die kompositorische Klasse eines Jack Bruce und auch nicht die virtuose Gewalttätigkeit eines Ginger Baker. Vor allem aber fehlt diesen irischen Plebejern Aura oder doch zumindest ein verkäufliches Image. Die *Times*

versucht später, aus der Not eine Tugend zu machen und Gallagher als »Popstar eines neuen Typs« zu verkaufen, als einen »Antihelden im verwaschenen Kaufhaushemd, der eine acht Jahre alte Gitarre traktierte und sich inmitten der Drogenszene lieber an ein Bierglas hielt.«

Tatsache ist, trotz des bald einsetzenden Erfolgs bleibt Rory ein nahbarer Tresenbuddy, der sich nach dem Gig nicht mit ein paar Groupies ins Hotelzimmer verzieht, sondern mit den wartenden Fans die Nächte durchmacht und verlorene Körperflüssigkeit doppelt und dreifach mit Guinness auffüllt. Das hat irgendwann Spuren hinterlassen. Am Ende sieht er ein wenig aus wie der fette Frosch, den er im »Bullfrog Blues« besingt. Aber er tingelt bis zuletzt durch die Clubs und kleinen Hallen, und was er an Geschwindigkeit und Verve eingeblüht hat, macht er mit Gefühl und Straßenweisheit wieder wett. Und wenn das nicht reicht, gibt es immer noch die Liebe der ihm zu Füßen liegenden Addicts. Für Eingeweihte kaum überraschend, wird Rory Gallagher 1995 ins Krankenhaus eingewiesen, um seine marode Leber durch eine frische zu ersetzen, da ist er gerade mal 47 Jahre alt. Er fängt sich einen Virus ein, erkrankt an einer Lungenentzündung, von der er sich nicht mehr erholt.

Seine alte 61er-Signature-Strat mit der Fertigungsnummer 64.351 ist nun eine Waise.

Gallaghers Erben haben sie dummerweise 2011 Joe Bonamassa für einen Auftritt im Hammersmith Odeon geliehen. Man kann sich das bei Youtube anschauen. »This is worse than fuck his woman and put on the internet to everyone see«, schreibt eine erboste Zuschauerin. Man möchte sie dafür in den Arm nehmen.

Gekauft hat Gallagher sie 1963, als er noch mit der Fontana Show Band, später Impact, die Kneipensäule Irlands, Englands, ja sogar bald auch die westdeutschen Army-Clubs systematisch beackert. Schon bei Taste ist sie so zugerichtet, wie sie dann ins kollektive Gedächtnis eingeht: durchgenudelt, zerdengelt, die Sunburst-Lackierung bis auf das Holz runtergerockt.

Mit heißgemachten Bluesstandards von Sonny Boy Williamson, Big Bill Broonzy und Leadbelly sorgt das Trio – mit Norman Damery am Bass und Eric Kittringham an den Drums – für Aufsehen, sie haben bald einen wöchentlichen Jour fixe im Maritime Hotel, einem angesagten Bluesclub in Belfast, touren sogar durch die USA und spielen beim namhaften Newport-Jazzfestival. Aber der Plattendeal lässt auf sich warten. »Wir mussten im Bus schlafen, und es

ANZEIGE

Mehr denn je und gerade jetzt benötigt Kuba unsere Solidarität!

KarEn wird wie bisher den Einsatz erneuerbarer Energien in Kuba unterstützen, indem wir die solare Elektrifizierung in den Bergen von Artemisa fortsetzen und Absolventen der Mittelschulen zu Solartechnikern ausbilden.

Dafür wurde die technische Schule »El Rubi« im Municipio San Cristobal ausgewählt. 15 Mädchen und Jungen der 9. Klasse haben eine AG gegründet, um sich bis Ende 2022 mit den elektrotechnischen Grundlagen vertraut zu machen. Die Ausbildung soll zwei Jahre dauern in Einheit von Vermittlung theoretischer Grundlagen und ihrer praktischen Anwendung. Die Realisierung dieses Projektes erfordert materielle Voraussetzungen wie die Einrichtung eines Lehrkabinetts, einer Werkstatt, Lehr- und Schreibmaterial sowie Handwerkzeuge. KarEn benötigt dafür 325.000 Euro, da auch die Bedingungen in der Schule und im Internat verbessert werden müssen.

Wir bitten Sie, für dieses umfassende Projekt zu spenden! Damit unterstützen Sie die weitere Verbesserung der Bedingungen in den Bergen und die Perspektive junger Leute.

KarEn
 VEREIN ZUR FÖRDERUNG
 ALTERNATIVER ENERGIEN
 IN DER KARIBIK e.V.

Spendenkonto **KarEn** e.V.
 Kennwort: Solarstrom für die Berge Kubas
 Postbank Berlin, BIC: PBNKDEFF
 IBAN: DE 78 1001 0010 0589 4631 04
 (Spenden sind steuerlich absetzbar, bitte Adresse angeben!)

Weydingerstraße 14-16, 10178 Berlin, Tel./Fax (030) 24 00 94 70
 E-Mail: karen@karen-berlin.de www.karen-berlin.de

war eine ziemliche Schinderei in den Clubs, aber trotzdem hat es großen Spaß gemacht«, meint Rory später. Leider kommt zu wenig rum. »Eric wollte eine eigene Band gründen und Norman eine Weile von der Straße runter. Also haben wir Schluss gemacht.«

Schon ein paar Monate später hat Gallagher mit Richard McCracken (Bass) und John Wilson (Drums) zwei neue Wasserträger gefunden. Sie gehen nach London und spielen in jeder Spelunke, und jetzt endlich winkt ein Plattendeal mit Polydor. Rory hat sich nicht nur spieltechnisch weiterentwickelt, er vertraut jetzt auch seinem kompositorischen Potential. Es sind die eigenen Songs, die »Taste« (1969) und »On The Boards« (1970) in die Heavy-Rock-Frühgeschichte eingehen lassen. Dank des Hits »What's Going On« landet ihr zweites, verjammtes, stellenweise fast schon jazziges Studioalbum sogar in den UK-Charts. »Everybody else is just woodshedding – Taste have arrived«, begrüßt sie der große Lästler Lester Bangs, der keine Chance ausließ, über Cream herzuziehen. Taste dagegen hat er ins Herz geschlossen. Sie seien viel mehr als ein weiteres »heavy voltmeter trio«, sie zelebrierten »progressive blues«.

Taste klingen zerzaust und rüdig wie ein Straßenkötter, die Songstrukturen sind ornamentlos schlicht. Notwendigerweise schlicht, denn so bieten sie genügend Raum für Gallaghers in Schweiß und Passion ertrinkende Soli. Schon hier entwickelt er seinen dynamischen, spannungsreichen Personalstil, der sich in den folgenden Jahrzehnten nur mehr weiter verfeinert. Er renommiert mit aufgedrehten Heldenlegatoläufen, um sich danach auf eine melancholische Blues-Exkursion zu begeben, er polkt in aller Seelenruhe die Obertöne aus den Saiten, zieht sie, bis es wehtut, und am Ende streift er auch noch das Stahlrohr über den kleinen Finger, da kommt die Sache erst richtig ins Rutschen.

»Ich wäre nie in der Lage, mich zu wiederholen, weil es bei mir kein festes Konzept gibt«, hat er mal gesagt. Und seine Mitstreiter sind alles andere als glücklich darüber. »Manchmal benahm er sich, als ob wir gar nicht existieren würden«, beklagt sich Schlagzeuger Wilson. »Mal spielte er drei Solonummern hintereinander, bei anderen Gelegenheiten begann er ein zwölftaktiges Stück und improvisierte über neun Takte, nur um uns zu verwirren.« Taste sind in dem Moment Geschichte, als sich seine Eleven zu laut über seine Alleingänge beschwerten. Gallagher braucht keine Band, sondern Wasserträger. Und so geben sie bald nach dem elektrisierenden Auftritt beim Isle-of-Wight-Festival 1970 ihre Trennung bekannt. »Richard und John kamen nie mit einem eigenen Song, also dachte ich, dass sie zufrieden sein würden mit dem, was ich schrieb. Doch später zeigten sich die beiden unglücklich

darüber, und so bin ich gegangen«, hat sich Gallagher gegen seine Kritiker verteidigt, die ihm Divengehebe und Herrschsucht vorwerfen. »Ich habe Taste nicht aufgelöst. Richard und John sind weiter zusammen und haben sogar immer noch dasselbe Management. Nur ich bin nicht mehr dabei.« Tatsächlich versuchen die beiden mit der Progressive-Rock-Band Stud an den Erfolg anzuschließen, aber nach drei kommerziell enttäuschenden Alben geben sie auf.

Gallagher probiert es zunächst mit Mitch Mitchell und Noel Redding, dem Rest der Jimi Hendrix Experience, schließlich holt er sich mit Gerry McAvoy am Bass einen stoischen Muli in die Band, der ihm nun überallhin folgt. Wilgar Campbell am Schlagzeug komplettiert das Trio. Musikalisch macht er

kein Saitenirrwisch der Überschallklasse. Er nimmt sich auch schon mal die Zeit, über sein Instrument nachzudenken, löst dann in aller Seelenruhe die Akkorde in ihre Einzeltöne auf und besitzet genügend dramaturgisches Gespür, um zu bemerken, wann der Solospaß ein Ende haben muss. Dass man auch so etwas Virtuosität nennen kann, steht außer Frage. Und er schafft es, auch auf größeren Bühnen seinen Auftritten die Intimität eines schwitzenden Clubgigs zu verleihen. Entsprechend lässt er die Marshall-Stack-Gigantomanie aus, er bleibt beim »kleinen, voll aufgedrehten Combo-Amp, der buchstäblich auf dem Stuhl auf und ab hüpfte«.

Mit dem Album »Against The Grain« von 1975 beginnt seine kompositorisch reifste und auch energetisch heißeste

und immer im Zwiegespräch mit einem enthusiastierten Publikum.

Deutschland war für Gallagher immer ein gutes Pflaster. Im Münchner Musicland und im Kölner Dierks-Studio nimmt er einige seiner stärksten Alben auf, und hier hat er schon in den frühen Siebzigern eine loyale Fanbase. Aber spätestens nach seinem Auftritt in der ersten Rockpalast-Nacht vom 23. Juli 1977 kennt ihn jedes Kind.

In dieser Nacht der langen Soli durfte man einen Künstler bei der Arbeit betrachten, dessen vielgestaltiges, trickreiches, trotzdem nie manieriertes oder selbstgefälliges Spiel für ihn selbst eine ewig sprudelnde Quelle der Freude war. Gallagher steht während der gesamten 85 Minuten so unter Strom, legt eine solche spielerische Eloquenz an den Tag, dass man fast erschrocken zur Kenntnis nimmt, wie er sich hinter der Bühne in den schüchternen, um Worte ringenden Jungen vom Lande zurückverwandelt.

Der hinreißendste dieses anhinreißenden Momenten reichen Auftritts ist seine Version von »Secret Agent«. Nach einem längeren Improvisationsstück lässt er die Band hinter sich, sie hört einfach auf. Und Gallagher kommt nach einem wütenden Slide-Ausfall auf einer sanften Fingerpicking-Strecke fast zur Ruhe, tritt auf der Stelle, bis, jaaaa, bis er den Kopf in den Nacken wirft, um wie ein Wolf den Mond anzuheulen, und schließlich die Band mit dem Erkennungsriff wieder punktgenau in den Song zurückholt. Das ist einer dieser Momente, die beweisen, dass Musik und Magie bisweilen ganz nah beieinander liegen.

*

Nachtrag. Neulich traf ich meinen Verleger Andreas Reiffer auf ein Guinness. Er kam gerade von einer längeren Irlandreise mit seiner Familie und wollte trinkend seinen Urlaub noch ein wenig prolongieren. Er war ziemlich angefixt von der Freundlichkeit der Iren und erzählte sehr farbig von seiner Rundreise durch den südlichen Teil der Insel. Er machte auch Halt in Cork, um Gallaghers Grabstelle auf dem St. Olivers Cemetery zu besuchen. Das ist mit seinen strahlenförmigen Messingapplikationen zwar auffällig, aber dennoch nicht so leicht zu finden angesichts der Größe des Friedhofs. Er schlenderte mit seiner Familie durch die Reihen und stieß schließlich auf einen älteren Herrn. Sie sprachen ihn freundlich an und erkundigten sich nach der Rory Gallagher Gravesite. Seine Gesichtszüge hellten sich sofort auf. Er stellte sich vor als Rorys alter Schulfreund, der sich seit langem schon um die Grabpflege kümmerte. Er führte sie hin und begann gleich damit, die verwelkten Blumen abzuräumen und schließlich auch noch akribisch die Messingstrahlen zu polieren. »Das war rührend«, sagte Andreas.

■ Diskografie

Taste:

- »Taste« (1969)
- »On The Boards« (1970)
- »Live Taste« (1971)
- »Live at The Isle of Wight« (1972)
- »Taste First« (1972)

Rory Gallagher:

- »Rory Gallagher« (1971)
- »Deuce« (1971)
- »Live in Europe« (1972)
- »Blueprint« (1973)
- »Tattoo« (1973)
- »Irish Tour '74« (1974)
- »Against The Grain« (1975)
- »Calling Card« (1976)
- »Photo-Finish« (1978)
- »Top Priority« (1979)
- »Stage Struck« (1980)
- »Jinx« (1982)
- »Defender« (1987)
- »Fresh Evidence« (1990)

„ Er ist ein trick- und fintenreicher Folkbluesman, der mit seiner Akustischen jede schwarze Spelunke im Süden abgekocht hätte, aber wirklich zum Abheben bringt ihn erst seine Strat. Allein ihr Ton ist mindestens so unverwechselbar wie seine Stimme.

dort weiter, wo er aufgehört hat – sehr eklektisch. Vom Solodebüt »Rory Gallagher« bis »Tattoo« wildert er in den unterschiedlichen Genres Blues, Folk, Jazz und Rock. Mit Rod de'Ath hat er bald auch einen Schlagzeuger, der ihm gewachsen ist, und einige Jahre stopft auch der Keyboarder Lou Martin die wenigen Lücken im Sound. Er bleibt dem Blues zwar stets treu, aber nie konsequent. Sowohl auf den Alben als auch auf der Bühne ist der Rocker stets in Reichweite, manchmal nur eine halbe Umdrehung des Lautstärkereglers entfernt. Er ist ein trick- und fintenreicher Folkbluesman, der mit seiner Akustischen jede schwarze Spelunke im Süden abgekocht hätte, aber wirklich zum Abheben bringt ihn erst seine Strat. Allein ihr Ton ist mindestens so unverwechselbar wie seine Stimme.

Mitte der Siebziger hielt sich hartnäckig das Gerücht, Gallagher werde nun Mick Taylor bei den Stones beerben. Zum Glück ist er dem Pfad der Kohlen nicht gefolgt, denn in diesem festen Bandkorsett hätte er nicht das machen können, was er wollte, jedenfalls nicht so, wie er es wollte. Gitarre spielen. »When was the last time you heard a guitarist really play guitar?« steht in dieser Zeit auf seinen Tourplakaten. Eine Frage, die sich nicht mehr stellt, wenn man eines seiner Konzerte besucht hatte. Gallagher ist flink, liquide, aber noch

Phase. Gallagher ist auf der Höhe seiner Kunst, seine Band ist eingespielt und lockt ihn aus der Reserve, schubst ihn an den Rand der Klippe. Oder vielleicht ist es auch umgekehrt. Bei »Soused-Up Ford« tritt er das Pedal bis zum Blech durch, und der aufgedrehte Boogie transformiert sich unter seinen Händen langsam in eine pumpende Hard-Rock-Nummer. Hier hat er Blut geleckt, denn in der Folge kommt es immer häufiger zu solchen krachenden Grenzüberschreitungen.

Seine neue Plattenfirma Chrysalis hat nichts dagegen, im Gegenteil, sie engagiert einen entsprechend temperierten Produzenten, Roger Glover, und so enthält das folgende Album »Calling Card« mit »Moonchild« und »Secret Agent« gleich zwei grandiose Riffer, die von nun an obligatorischer Teil des Live-Set sind. Auch die Nachfolger »Photo-Finish« und »Top Priority« offerieren ruppigen Blues Rock, der in den ekstatischen Momenten immer wieder den Hard Rock in den Schwitzkasten nimmt. Das rotzige, inspirierte, für Gallagher-Verhältnisse knochenharte Live-Album »Stage Struck« bringt seine intensiven Flirts mit dem Hard Rock grandios auf den Punkt. Hier gibt es »Wayward Child«, »Follow Me«, »Bought and Sold«, »Shadow Play« und »Moonchild« in kaum zu schlagenden Versionen: dynamisch, energiegeladen

Uwe ■ Von Rattelschneck



Frank Schäfer ist Schriftsteller, Musik- und Literaturkritiker. Er lebt in Braunschweig. An dieser Stelle erschienen von ihm in der Ausgabe vom 9./10. Oktober 2021 seine Reisenotizen »Prag, Blicke«.

Vom Autor erscheint im Oktober: Heavy Kraut. Wie der Metal nach Deutschland kam. Verlag Andreas Reiffer, Meine 2022, 304 Seiten, 22 Euro

Unter den Einsenderinnen und Einsendern des richtigen Lösungsworts bis kommenden Mittwoch an *junge Welt*, Torstr. 6, 10119 Berlin, per E-Mail an redaktion@jungewelt.de oder jungewelt.de/wochenendraetsel verlosen wir zweimal das Buch:



»Feindbild China. Was wir alles nicht über die Volksrepublik wissen« von Uwe Behrens, erschienen in der Edition Ost.

Das Buch »Stadium IV« von Sander Kollaard, erschienen im Al-Verlag, haben gewonnen: Ingrid Kraitt aus Borna und Jörg Paulus aus Kirrweiler.

Teilnahmebedingungen: Ihre Daten werden ausschließlich zur Bearbeitung der Verlosung genutzt. Sie werden nach einer Woche wieder gelöscht, die der Gewinner nach drei Monaten. Mit der Teilnahme erklären Sie sich im Falle eines Gewinnes mit der Veröffentlichung Ihres Namens und Wohnortes in der Tageszeitung *junge Welt* (Print- und Onlineausgabe) einverstanden. Bitte beachten Sie, dass Prämien nur verschickt werden können, wenn eine Postadresse angegeben ist. In Ausnahmefällen kann eine Prämie nicht mehr verfügbar sein. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Spottschri- ften- autor	Künstler- werk- statt	Hund, Hündin (ugs.)	polar	Staat in Nahost	serb. Roman- cier, † (Danilo)	Vorname von 2021 verst. Anti- faschistin	dt./frz. TV- Sender	schlesi- sches Fürsten- haus	Pas- sions- spielort in Tirol	Land- ungs- brücke	griechi- sche Sagen- gestalt	Brücke über einen Bach	Kann den Liebe... sein?	altrom. Göttin der Ernte	außer- ordent- lich	heilige Schrift der Juden
Teil der Schreib- maschi- ne		Salz- form					reli- giöser Weis- sager	25	Schön- ling (franz.)	Bilder- rätsel		eh. dt. Minister- präsident, † 2016		US- Filmstar, † 1962	englisch: oder	
						4	Dotter	Auf- schnitt auf Brot				veraltet: Belei- digung	Feucht- gebiet			
					Kraft- fahrzeug (Kw.)	Mensch mit gutem Appetit		7		Käse- sorte mit roter Rinde	Klein- staat in den Py- renäen			2		
isoliert		weiß nichts zu "Cum Ex"- Skandal	Schild des Zeus				Film- figur (Comic)	große Not				12	engl. Frauen- name		Deblität (med.)	Metall- barren
Gesteins- abbau- stelle	Scheren der Schafe					ver- dorren (Blumen)	für Ma- növer in Austra- lien				8				Fremd- wortteil: doppelt	
			markig	Stern in der 'Leier'				Abk. für Pascal- sekunde		hoch- wertiger	afrika- nische Rund- dörfer	Figur der Oper 'Der Frei- schütz'	elektr. geladene Teilchen	19		in Serbien stink- sauer
erhöhte Galerie	franz. Fußball- spieler (Kyllian)	Träger von Not- brücken	Rippen- stück, Fleisch (franz.)					28								
					südt. Höhen- zug		unter Drogen (engl.)	erlernte Tätigkeit					Werk- zeug, Apparat		Papst- name	
südam. Musik- und Tanzstil						viel- sagend	Eckzahn des Keilers				Klang- farbe	Bürge			5	
			Stall- dung	Staat in West- afrika				9	US- Regis- seur, † 2006	liberales Denken						knapp, schmal
Moderator im dt. Fern- sehen		schau- spielern					Oper von Bizet		italie- nischer Weinort			13	'herb' bei alkohol. Geträn- ken		int. Kfz-K. Israel	Fisch- fang- gerät
löchrig, durch- lässig					US- Filmstar (Wesley)	will häusl. Pflege entlohnen				Abk.: Montag		Diele, Korridor	russi- scher Zaren- name			
		alpine Ski- disziplin, Torielauf	Impf- stoffe				Gestalt der Edda			24	Frosch- lurch	Gefühl (engl.)		21		20
japani- sche Währung	Will KPÖ bezahlbar machen	Normal- maß					ange- trunken reden			15	sehr bejaht			Titel- figur bei Milne (Bär)	Abk.: Real- gymna- sium	japani- sche Meile
südt. Lotterie (Abk.)			gut trainiert		franz. Mimin, † (Mireille)		Stim- mung					22	glän- zender Ruhm	großer Hühner- vogel		14
				steifer Behälter	Fakul- tätis- vorsteher				Ort der Ver- dam- nis		ein Farb- ton				bibli- scher Priester	
Land- karten- werk	Kurort an der Lahn (2 W.)		hierher					16	Merk- würdig- keit	reich an Licht						
kleiner Beitrag					Spachtel- werkzeug	griech. Muse der Ge- schichte					eine Geliebte des Zeus			Abgrenz- bare soziale Gruppe		
				Königin von Schwe- den	mit Rekord- zahl in Berlin											
Vorbeter in der Moschee		Wäsche- stück				Gipfel der Ju- lischen Alpen			eine Kaiser- pfalz		Keim- zelle					
unent- schieden beim Schach					Schmerz- laut		gerich- tlicher Gegen- stand		Privi- legierte Minder- heit							
						bestim- mter Artikel (2. Fall)	Resultat			6	Frauen- name	Rechte Partei i.d. Schweiz (Abk.)				
Vorname Zolas, † 1902								10	engl. Abk.: Kinetic Energy	3/4. Fall von 'wir'						
		Abk.: Post- skriptum	franz. Maler, † 1917 (Edgar)					26	23		3					
Halbton über F	Monitor- bild- punkt					gewinn- trächtig										
franzö- sische Land- schaft					Laub- baum		Schiffs- tau									

S U Z Z P S F
LACHMOEWUE PLUESCH PHRASE
SO ANKER R TRILOGIE S R
OSTSEE S KOPIEREN C ETUI
AT R DEAR BEN V IKEBANA
G BELIEBIG F SEHNE B GE
BAER AAL M ASSUR D OELE
VIDEO EMIRAT M SIRE ERL
M GYROS C VOLLEND S AE
KRETER N AHOI NON NEDO
WLAN B NOTIEREN G SILBE
IC AERATION R HADES E P
NIEDLICH L GETAN N GRAF
INSEL H LESER R ESSE VA
IKE B STIER N MITTELMEER
A DAVOS S LUXE IHN IG R
SENIOR L AEROSOLE I ANODE
R C ODER UNS O UKRAINER
ZAHNPASTA D ONAN
TN OFT O MORSE E
HERB E SIMON E GH
E TRIAS K GEHER
KAIMAN R HAAR ISE
PLZ R HIBISKUS T
P ATUE OPS E FIS
HEBAMME PIONIERE
AMUN T IMPONIEREND

HAFENBESCHAEFTIGTENWUT

Cooler Wampe ■ Von Maxi Wunder

Black Russian

»Töffi, wie machen wir, wenn der böse Onkel von der NATO kommt?« – »Grrrrrrr!« Schnapp.

Töffi, wie heißt der Antichrist?« Udo beugt sich gütig zu seinem schwarzen Kurzhaardackel herab, der in Erwartung eines Leckerlis versucht zu begreifen, was sein Herrchen von ihm will. »Na, wie heißt der böse Onkel?« – »Waf, waf, waf!« – »Brav, Molotow, das war richtig, hier hast du!« Schnapp.

Hobbykabbalisten ahnen, worum es geht. Natürlich heißt der Antichrist laut Offenbarung 13 Vers 18, die Johannes circa im Jahr 68 unserer Zeit auf Patmos in Altgriechisch verfasste, nicht Wafwaf, sondern Sechshundertsechszwanzig, aber das kann kein Hund aussprechen. Deshalb bedient sich Töffi unter Anleitung seines Herrchens einer alten hermeneutischen Technik, der Gematrie, die Friedrich Engels in den MEW 21:14

folgendermaßen erklärt: »Ungefähr dreihundert Jahre vor unserer Zeitrechnung begannen die Juden, ihre Buchstaben als Symbole für Zahlen zu benutzen. Die spekulativen Rabbis sahen hierin eine Methode zur mystischen Deutung oder Kabbala. Geheime Worte wurden durch die Zahl ausgedrückt, die durch die Addition der in ihnen enthaltenen numerischen Werte der Buchstaben zustande kam.« Engels, der sich auf seinen Berliner Professor, den Orientalisten Ferdinand Benary beruft, rechnet vor, dass sich 666 ergibt, wenn man die Zahlenwerte einiger hebräischer Buchstaben heranzieht, die in lateinischer Umschrift n, r, o, n, k, s, r lauten. »Addiert« man diese Buchstaben, entspricht das 50 + 200 + 6 + 50 + 100 + 60 + 200, also 666. Hinter der Zahl 666 verbirgt sich demnach das Wort Neron Kaiser (die

hebräische Schrift verzichtet weitgehend auf Vokale), zu deutsch: Kaiser Nero. Soweit Benary und Engels.

Udo ist nicht überzeugt. »Der Nero wird da reininterpretiert, weil er den ersten Christen damals Ärger gemacht hat. Nach moderner Lesart ist es aber so: 6 ist der Zahlenwert des hebräischen Buchstabens »Waw«, gesprochen »w«. Somit ist 666, wie Töffi schon richtig angedeutet hatte, www. Ganz einfach: World Wide Web!« – »Kann nicht sein«, weiß Roswitha besser, »da steht, es sei die Zahl eines Menschen und nicht eines Datenmonsters.« – »Okay, das Internet ist kein Mensch, aber der Mensch ist bald das Internet! Nämlich wenn Google es ihm ins Hirn implantiert, damit er allwissend, perfekt gesund und unsterblich wird – ein Gott! Den Schwachsinn

verbreitet das Kapital doch jetzt schon.« Außerdem befürchtet Udo, dass die vom Silicon Valley gehypte »KI« in näherer Zukunft einen Maschinenmenschen an die Macht bringen wird, einen Cyborg, der verspricht, alle Menschheitsprobleme algorithmisch zu lösen, die NATO befiehlt und schlechte Cocktails mixt. Wir halten dagegen:

4 cl Wodka + 2 cl Kaffeelikör + 3 bis 4 Eiswürfel im Glas verrühren. Hinter dieser Zahlen-Buchstaben-Kombination verbirgt sich der »Black Russian«. Sein sämiger Bruder ist der »White Russian«: gleiche Menge Wodka und Likör mit fünf bis sechs Eiswürfeln im Rührglas verrühren und in ein Cocktailglas abseihen. Dann einen Zentiliter Sahne vorsichtig über einen Löffelrücken darauffließen lassen.